

zesse entwickeln. Somit wirkt sie der Unterstellung entgegen, dass Kinder aus LGBTQ*-Familien für defizitäre Entwicklungen anfällig sind, und folgert, dass das „ödpale Modell [...] so lebendig und veränderlich ist wie die Gesellschaft und die Menschen, deren Beziehungen es darstellt“ (78).

Alessandra Lemma setzt sich in ihrer Arbeit „Transitorische Identitäten“ mit dem Transgender-Begriff auseinander und beschreibt diesen in seiner identitätsstiftenden Funktion. Zeitdiagnostisch hält sie fest, dass Trans* nicht mehr als äquivok mit einer marginalisierten Geschlechtsidentität verstanden werden kann, und verweist zudem auf die Heterogenität des Begriffs. Lemma zeigt auf, wie das Verstehen von Trans* bzw. Transgender – als „Schnittstelle zwischen sozio-kulturellen Prozessen und individueller Psychodynamik“ (91) – eine Auseinandersetzung von Patient_innen und Analytiker_innen mit ihrem eigenen Körper voraussetzt, und benennt, welche Herausforderungen und Schwierigkeiten in der Gegenübertragung diese Art der Arbeit bereit hält (vgl. 103ff). Lemma präsentiert klinisches Material, in welchem sie einen „Subtyp junger Transgender-Menschen, die [...] mit ihrem erklärten Wunsch nach Geschlechtsumwandlung eine Art ‚psychische Chirurgie‘ vornehmen“ (105), vorstellt. So zeigt sie auf, wie der Wunsch nach Geschlechtsumwandlung und der Wunsch nach Transgender-Identifizierung ein selbstwertstärkendes Potential für Jugendliche bereithalten kann. Lemma plädiert somit dafür, sich den Wünschen der Patient_innen, trotz des bestehenden Leidensdrucks, mit ausreichend Zeit der Reflexion in dem Entscheidungsprozess bezüglich einer Geschlechtsumwandlung einzuräumen (vgl. 107), was für sie keine Ablehnung einer Transition per se bedeutet, sondern auf die Notwendigkeit eines Durcharbeitens verweist.

Die von Lemma angesprochenen Herausforderungen in der Gegenübertragung werden in der Arbeit „Der transsexuelle Wunsch“ von Sabine Warneke detailliert dargestellt. Warneke schildert den Behandlungsverlauf einer jungen Frau, die sich unmittelbar nach Beginn der Analyse dazu entscheidet, sich einer geschlechtsangleichenden Operation zu unterziehen. Eindringlich schildert Warneke den Verlauf der Behandlung und ihre Überlegungen, den „Versuch, das nicht verstehbare zu verstehen“ (162) unter Einbezug von Wilfred Bions Theorien.

Lisa Schmuckli und Patrick Gross beschäftigen sich in ihrem Aufsatz „Ein Geschlecht – Widersprüchliche Geschlechtsfindung“ mit dem Geschlecht als „eine[r] besondere[n] Kategorie“ (115) und verorten die „Differenz der Geschlechter in der aktuellen Debatte um Intersektionalität“ (ebd.). Einleitend beleuchten Schmuckli und Gross die Konstruktion von Geschlecht, Körper, Geschlechterdifferenz und -ordnung (188ff) und begreifen das Geschlecht als „ein Skandalon, gerade weil es auf Nicht-Vollständigkeit und Nicht-Unabhängigkeit verweist“ (121). Sie dekonstruieren die im Diskurs oftmals formulierte Eindeutigkeit.

Dabei blicken Schmuckli und Gross auf ihre Arbeit mit Trans*-Menschen und beleuchten insbesondere Übertragungs- und Gegenübertragungsdynamiken, um die Konflikthaftigkeit in der psychoanalytischen Behandlungen von (meist) cis Psychotherapeut_innen mit Trans*Personen ebenso zu erhellen wie zu schärfen“ (127).

Mit den fünf Beiträgen leistet das *Jahrbuch der Psychoanalyse* meines Erachtens einen wichtigen und erhellenden Beitrag zu den aktuellen Umbrüchen und Debatten. Die Aufsätze zeigen, wie das psychoanalytische Denken und die psychoanalytischen Konzeptionen nicht verworfen werden müssen, um Trans*-Phänomene oder neue Familienmodelle zu verstehen. Zugleich machen die Beiträge deutlich, wie es sich oftmals um ein Ringen um Verständnis handelt. Im Sinne der negativen Fähigkeit verwehren sich die Beiträge einer vorschnellen Positionierung und Parteinahme. Sie eröffnen neue Denkräume und sind somit fruchtbar und wertvoll für die aktuellen Diskurse.

Maximilian Römer (Berlin)



Günter, Michael, Kai von Klitzing, Daniel Barth (Hg.), *Kinderanalyse* 27 (1), Themenheft: *Fluid Gender*, Klett-Cotta, Stuttgart 2019, 34 €

Das Themenheft befasst sich mit unterschiedlichen Formen der geschlechtlichen Identität; es liefert einen wissenschaftlichen Beitrag zum aktuellen Trans*-Diskurs und stellt Grundannahmen des psychoanalytischen Kanons sowie gängige psychodynamische Annahmen zur (pathologischen) Trans*-Entwicklung von Kindern und Jugendlichen in Frage.

Im ersten Beitrag „Von der Bisexualität Freuds zur Dual-Sexualität der Psychoanalyse“ plädieren die Schweizer Psychotherapeuten Daniel Barth und Patrick Gross für eine

Befreiung vom binären Denken, welches in psychoanalytischen Theoremen gegenwärtig vorherrschend sei. Barth und Gross kritisieren, dass im psychoanalytischen Kontext Fragen nach Geschlechtsidentität vorrangig in Bezug auf Ausführungen und dessen Konzeptualisierung einer eindeutigen Geschlechtsidentität beantwortet werden. Gestützt durch empirische Befunde arbeiten Barth und Gross heraus, dass sich gegenwärtig immer mehr Menschen in Trans*-bezogenen Stichproben als non-binär verorten (vgl. 7). Dieser Non-Binarität begegne die Psychoanalyse regelhaft mit zwei Positionen, zum einen der Ansicht, „dass der Mensch grundsätzlich bisexuell sei und immer männliche und weibliche Anteile in sich vereine“, zum anderen vertrete die Psychoanalyse die Position, „dass der Mensch anerkennen müsse, dass er entweder zum einen oder zum anderen Geschlecht gehöre“ (12). Jenen Positionen, die sich nach Ansicht der Autoren durch den Wunsch nach Klarheit und Sicherheit etablierten, begegnen Barth und Gross ihrerseits mit zwei Thesen, „welche wohl im Bewussten, jedoch nicht im Unbewussten einen Widerspruch bilden: 1. Jeder Mensch hat beide Geschlechter lebenslang in sich und bewegt sich stets zwischen Mann und Frau. 2. Jeder Mensch muss sich für ein Geschlecht entscheiden und ist entweder Mann oder Frau“ (15).

Damit beziehen sich die Autoren auf die originäre Eigenschaft des dynamisch Unbewussten, die in den Diskursen um *Trans** und *fluid gender* scheinbar immer wieder in Vergessenheit geraten: Die Uneindeutigkeit des Unbewussten, die Feststellung, dass sich Geschlechtsidentität dynamisch konstituiert und eben nicht durch Körper oder Ödipuskomplex an Eindeutigkeit gewinnen. „Realitäten“ des Kerngeschlechts seien somit in Frage zu stellen. Die Arbeit, die den Auftakt des Themenheftes darstellt, fordert die Bion'sche negative Fähigkeit bei Kliniker_innen und Theoretiker_innen ein, sich dem Nicht-Verstandenen zuzuwenden und kritisiert eine vermeintliche Eindeutigkeit als Blockierung eines kreativen Denkprozesses. Der Artikel appelliert mit seiner ausgewogenen selbstkritischen Haltung – z.B. in Bezug auf die doppelte Negation des Begriffes *non-binary* und dem Eingeständnis in die Unfähigkeit, Geschlecht nicht ohne die Kategorien Mann und Frau zu denken – an eine analytische Haltung, die sich mit dem „Wechselspiel zwischen innerer und äußerer Realität, zwischen Primär- und Sekundärprozesshaftem“ einlässt (14).

Auch Ilka Quindeau befragt in „Freuds Bisexualität im Lichte der fluiden Geschlechtsidentität“, theoretisch orientiert an Reimut Reiche und Jean Laplanche, die binäre Geschlechterordnung der Psychoanalyse. Sie zeichnet die Entwicklung der Geschlechtsidentität nach und bezieht sich zunächst ebenfalls auf Freuds Ausführungen zur Bisexualität. Folglich verdeutlicht die Autorin, wie die Identifizierung mit Männlichkeit und Weiblichkeit im Sinne eines Kontinuums zu verstehen sind – auf dem oszillierende Bewegungen

lebenslang stattfinden – und wie eine kategoriale Zuschreibung der Komplexität des Phänomens der Geschlechtsidentität nicht gerecht werden kann. Dies bezieht Quindeau auch auf das Geschlecht (*sex*); sie lässt sich dieses eben auch nicht in rein männliches oder weibliches differenzieren, sondern beinhaltet stets Anteile des jeweils anderen (z.B. Hormone, Chromosomen, Muskelmasse). Quindeau kritisiert, wie Barth und Gross, Stollers Konzept der „*core gender identity*“ und stellt diesem Modell ein psychoanalytische Denkfigur entgegen, welche sie mit der Metapher „einer *Hülle* oder eines *Behältnisses*“ (29) beschreibt, „in der oder in dem die verschiedensten bewussten und unbewussten Aspekte von Männlichkeit und Weiblichkeit auf den unterschiedlichen somatischen, psychischen und sozialen Dimensionen in je individuellen Mischungsverhältnissen aufbewahrt sind“ (ebd.). Des Weiteren diskutiert sie die Geschlechtszugehörigkeit als Antwort auf die rätselhaften Botschaften des Erwachsenen an das Kind (30 ff) und hebt somit die Einschreibung, den unbewussten Übergriff im Laplanche'schen Sinne, seitens des Erwachsenen hervor, und folgert, dass Geschlecht und Identität nicht ausschließlich in der autonomen Verfügbarkeit des Subjekts gedacht werden können. Quindeau resümiert, dass „auch das Körpergeschlecht eine Konstruktion darstellt, wie es inzwischen in Bezug auf Gender weithin akzeptiert wird“ (36).

In seinem Beitrag „Paradigmenwechsel in der Transidentitäts-Sprechstunde“ beleuchtet der Frankfurter Psychiater Bernd Meyenburg die Veränderungen der Sichtweise und der therapeutischen Interventionen bezüglich transidenter Entwicklungen. In einer persönlichen Rückschau schildert Meyenburg seine ersten Kontakte mit dem Phänomen, bei Aufnahme seiner Tätigkeit 1975 im Frankfurter Institut für Sexualwissenschaft. Er beleuchtet schlaglichtartig die damals gängigen Untersuchungs- und Behandlungsprogramme und die diesen zu Grunde liegenden psychodynamischen Annahmen transidenter Entwicklungen. Ferner beschreibt er den institutsinternen Prozess der Auseinandersetzung, das In-Frage-Stellen der Jahre zuvor formulierten Leitlinien, bis hin zur Entpathologisierung, die sich in den psychiatrischen Nomenklaturen des DSM-5 und ICD-11 widerspiegelt, wo nun von *Gender Dysphoria* bzw. *Gender Incongruence* gesprochen wird (vgl. 47). Die Leser_innen erhalten einen Einblick in Meyenburgs jahrzehntelange klinische Tätigkeit im Feld der Trans*-Identitäten hin zu den zeitdiagnostischen Einschätzungen, dass eine Vielzahl transidenter Kinder und Jugendlichen abseits der Geschlechtsdysphorie „psychisch sehr gesund waren“ und sind (45), sowie der Zunahme von Selbstberichten transidenter Jugendlicher, die sich als *gender fluid* definieren (vgl. 46).

Dagmar Pauli diskutiert in ihrem Beitrag „Nicht-binäre Geschlechtsorientierung bei Kindern und Jugendlichen“ die nicht-binäre Geschlechtsidentität bei Kindern und Jugendlichen als besondere Herausforderung für das betrof-

fene Umfeld. Die Prävalenz bzw. Dunkelziffer nicht-binärer Geschlechtsidentität, die nach Ansicht der Autorin „lange unterschätzt“ (54) wurde, prädisponiere zu einem erhöhten Leidensdruck, da Trans*-Jungen und -Mädchen und nicht-binär geschlechtsidentifizierte Jugendliche in der Regel auf den Anpassungsdruck bezüglich der Geschlechtskategorie seitens ihrer Umwelt treffen. Sie beschreibt in der Folge Trans*-Menschen, mit nicht-binären Anteilen, als Jugendliche, die nach dem folgenden Muster fühlen und leben: „Sie sind sich zwar sehr klar darin, nicht zur bei Geburt zugewiesenen Geschlechtskategorie zu gehören, aber weniger klar darin, ob sie zu der anderen Geschlechtskategorie gehören“ (60). Des Weiteren empfiehlt sie eine „validierende Haltung der Behandler gegenüber allen möglichen Varianten der Geschlechtsidentität“ (61), der Anerkennung von Trans* als Spektrum, um den Betroffenen eine gute therapeutische Unterstützung zu ermöglichen.

Saskia Fahrenkrug stellt in ihrer Arbeit „Am ehesten bin ich wahrscheinlich eine Frau: Fragmente einer Identitätssuche zwischen den Geschlechtern“ eine Behandlungsgeschichte vor. Sie sei aus Sicht der Autorin zwar „fragmentarisch und letztlich auch [...] unbefriedigend“ (81), da zentrale Aspekte der Psychodynamik der Patientin nicht ausreichend durchgearbeitet werden konnten, dennoch illustriert die Kasuistik anschaulich das Ringen um die Frage nach Identität der Patientin in ihrer adoleszenten Entwicklung. Fahrenkrug fokussiert in der sieben Jahre andauernden Behandlung die Legierung von Identitätsthematiken und Entwicklungskonflikten, zu deren Austragungsort der Körper der Patientin auserkoren wurde (vgl. 82). Sie zeigt auf, „wie ein zu dichotomes Geschlechtermodell eine Behandlung einschränken und behindern würde“ (65) und reiht sich in den Kanon der kritischen Infragestellung binärer Identitätskonzepte des Schwerpunktheftes ein.

Das Themenheft schließt mit einem Beitrag von Wilhelm F. Preuss, der in seinem Artikel „Trans*-Jugendliche brauchen Zeit, um Frauen und Männer zu werden“ anhand

von drei Fallvignetten die entwicklungsorientierten Aufgaben von Trans-Jugendlichen exemplarisch darstellt. Preuss veranschaulicht den Verlauf einer Patientin, welche die Gruppe der Jugendlichen repräsentiert, die „keine oder kaum psychopathologische Auffälligkeiten“ aufweisen (89). Anhand eines weiteren Patienten werden unterschiedliche Verlaufsmöglichkeiten von sogenannten „Übergangside ntitäten“ (93), d.h. Unsicherheit über die Stabilität einer non-binären Geschlechtsidentität, differenziert, während eine nächste Patientin die Gruppe von Trans*-Jugendlichen mit schwerer psychopathologischer Symptomatik repräsentiert (vgl. 89).

Preuss wirbt für einen spezifischen Behandlungsansatz und kritisiert aversive und innere Vorbehalte bei psychoanalytischen Kolleg_innen. Er sucht die unbewussten Dynamiken solch emotionaler Reaktionen. Preuss benennt die Notwendigkeit einer kritischen Selbst- und Gegenübertragungsanalyse, nicht nur um die Aversion, sondern auch die (unbewussten) Momente bezüglich der „Faszination“ in der Arbeit mit Trans* Jugendlichen kritisch zu betrachten (vgl. 98). Er schließt seine Arbeit mit vier therapeutischen Grundsätzen: Der Beziehungsorientierung in der Therapie, der Fokussierung auf die therapeutische Aufgabe, den Patient_innen aus den Geschlechtsverwirrungen herauszuhelfen, die Psychotherapie geschlechtsspezifisch entwicklungsorientiert vorzunehmen und die Körper- und Leiborientierung zu fokussieren.

Dem Anspruch, „die Diskussion anzuregen, ob aus psychoanalytischer Sicht die Geschlechtsidentität eines Menschen eindeutig zu sehen“ (1) sei, wird das vorliegende Themenheft zu *Fluid Gender* gerecht. Den Expert_innen gelingt es, in Rückgriff auf klinisches Material die theoretischen Ausführungen und Denkfiguren zu veranschaulichen. Das Heft liest sich zudem wie einen Aufruf, sich des revolutionären Potentials der Psychoanalyse zu erinnern und neue Denkräume zu öffnen und „Realitäten“ und (theoretische) Setzungen in Frage zu stellen.

Maximilian Römer (Berlin)